

bilder Ludwig Richters in dieser Hinsicht biblischer sind als die Verfremdung einer „Geburt Jesu mit Bagger“, wie sie ein moderner Künstler gemalt hat.

Und wie wird dann unser Weihnachtsfest aussehen? So wie immer, und vielleicht noch eine Stufe innerlicher. Aber keine Innerlichkeit der Weltflucht, sondern eine Innerlichkeit des Friedens, der Identität. In der recht laut werdenden Weihnachtsfreude einer Familie mit drei, vier Kindern kann mehr christliche Stille und Sammlung zu Hause sein als in zeitabgeschiedener Einsamkeit; und im Geschwisterstreit oder gar in den Kindertränen, die auch zum Fest gehören, liegt vielleicht mehr *Contemplatio* als in der Anstrengung einer Betrachtungsstunde. Gewiß, die tiefschürfenden Gedanken über *Actio* und *Contemplatio* und das unausschöpfliche bernhardische Bild von der Brunnenschale scheinen bei einem solchen Weihnachtserlebnis in den fernen Hintergrund gerückt zu sein. Nahe geworden aber ist uns die Mitte all dieser Überlegungen, der Herr; oder sagen wir noch schlichter, noch weihnachtlicher, das Kind in der Krippe. In seiner Gegenwart erwartet uns die Identität des Glaubens, der ewige Gottesfriede. Diesen Frieden erkannte Simeon im Kinde, das Maria in den Tempel trug, und er pries Gott dafür, daß er ihn, seinen Knecht, im „Frieden“ entließ: „Denn meine Augen haben Dein Heil geschaut“.

Vom Verlust und der Neuentdeckung des Gebetes in unserer Zeit

Friedrich Wulf SJ, München

Wir Heutigen haben unsere Mühe mit dem Beten. Vor allem das regelmäßige Gebet fällt uns schwer. Das gilt nicht nur für den vielbeschäftigten und von tausend Dingen geplagten Christen in der Welt. Priestern und Ordensleuten geht es nicht besser. Viele von ihnen machen z. B. schon lange keine Betrachtung mehr. Als selbstverständliche Übung jedenfalls haben sie sie aufgegeben. Man hat es immer wieder mit ihr versucht. Schließlich ist sie eingeschlafen. Ähnlich ist es mit den anderen Gebetsübungen. Aufs Ganze gesehen kann man sicher sagen: Im traditionellen Sinn wird weniger gebetet als früher.

Woran liegt das? Am schwindenden Glaubensgeist, an mangelnder Ordnung, an der zunehmenden Bequemlichkeit des Bürgers der Wohlstandsgesellschaft? Das alles träfe kaum den Kern der Sache. Auf die Verspanntheit und Abgespanntheit des heutigen Menschen in einer hektischen, motorisierten Umwelt, auf das Überflutetwerden von Eindrücken, das Hin- und Hergezogenwerden von den verschiedensten Erfahrungen, Gefühlen und Verpflichtungen, auf die Undurchschaubarkeit des unter vielerlei, oft sich widersprechenden Antrieben stehenden Bewußtseins hinzuweisen, käme der Wahrheit schon näher. Das alles macht es schwer, innerlich zur Ruhe zu kommen, sich zu sammeln, bei einem Gedanken zu verweilen, bei sich zu sein, sich zu haben; ohne das aber ist Gebet nicht möglich. Wichtiger jedoch ist der Hinweis, daß dort, wo die personale Mitte und Tiefe nicht mehr in hinreichendem Maße erfahren wird, das unreflexe Selbstvertrauen, die Selbstsicherheit verlorengeht, die Angst vor der unbekannten, undurchschauten und unbewältigten Zukunft aufsteigt. Wo das zutrifft, riegelt der Mensch sich ab, um sich gegen Einbrüche in sein Selbstbewußtsein zu schützen, oder läßt sich von den ihn bedrängenden Mächten treiben, meist beides zusammen – eines ruft das andere. In jedem Fall überschreitet er sich nicht mehr genügend zur gegenständlichen Welt, zum Nicht-Ich, vor allem zum Du hin; er setzt sich ihnen nicht mehr real genug aus, bleibt in sich befangen. Da er aus solcher Haltung heraus Dinge und Geschehnisse zu subjektiv einschätzt und vieles in andere hineinprojiziert, was der Wirklichkeit nicht entspricht, reagiert er oft falsch, wird er immer wieder enttäuscht, des Irrtums überführt. So mißtraut er allmählich seiner inneren Welt, seinen Urteilen und Gefühlen. Wenn nun schon die Begegnung mit der sichtbaren und kontrollierbaren Wirklichkeit für den heutigen Menschen so viel Unsicherheit mit sich bringt, um wieviel mehr die Begegnung mit Gott, den man nicht sieht und dessen Handeln man nicht kontrollieren kann. Zahllose Christen in unserer Zeit haben eine unheimliche, tiefsitzende Skepsis gegenüber der Welt ihrer religiösen Vorstellungen und Gefühle. Sie wollen keine Ungläubigen sein, aber sie zweifeln daran, daß sie die Wirklichkeit Gottes und seiner Geheimnisse erkennen, ihr nahe kommen, mit ihr in dieser Welt als Tatsache neben anderen zählen können und es darum sinnvoll ist, sie in das weltliche Urteilen und Handeln miteinzubeziehen. Beruht die religiöse Erfahrungs- und Vorstellungswelt nicht auf Konventionen, ist sie nicht die Projektion von Wünschen und Sehnsüchten, die immer wieder, eindringlich und unabweisbar, aus der Tiefe des Herzens aufsteigen, in der Sichtbarkeit dieses Lebens aber keine Erfüllung finden, ist sie nicht der Reflex eines instinktiven Sicherheitsbedürfnisses gegenüber den lebensbedrohenden Mächten, die das menschliche Dasein kennzeichnen?

Hier liegt die eigentliche Not des Beters in einer von Naturwissenschaft und Technik, vom Nutzwert und von der Kontrollierbarkeit, aber auch von Psychologie und Soziologie, von der Erkenntnis der Untergründe der menschlichen Seele, der Hintergründe des Verhaltens und der Strukturen der menschlichen Gesellschaft bestimmten Welt. Angesichts seiner realen Erfahrungen im nüchternen, illusionslosen Alltag kommen ihm die überlieferten religiösen Vokabeln wie leere Hülsen vor, und auch die dogmatischen Glaubensaussagen der kirchlichen Tradition werden nur noch wenig in die tatsächlich vorgefundene und erlebte Welt integriert. Ist darum das Gebet, wie es im gängigen Verständnis überkommen ist und von den meisten praktiziert wurde, noch sinnvoll? Kann man überhaupt zu Gott Du sagen, ihn ansprechen, so wie man den Vertrauten, den Freund oder auch einen Fremden anspricht? Und was kann man Gott schon sagen, wenn sich seine geheimnisvolle Wirklichkeit uns doch entzieht? Können wir mit unserem Gebet den Lauf der Dinge ändern, irgend etwas verhindern oder herbeiführen? Ja, ist das Gebet nicht geradezu eine Gefahr, sich der wirklichen Welt und ihren Aufgaben, der Arbeit an ihr, der Sorge für die Mitmenschen, zu entziehen und in eine imaginäre Welt zu flüchten? Ist nicht eben die Welt des Berufes und der Nächstenliebe der eigentliche und einzige Ort der Gottbegegnung und darum auch des Gebetes? So jedenfalls hört man heute allenthalben sagen. Vielleicht ist das nur die Theorie, die der Mensch, der nicht mehr beten kann, sich nachträglich gemacht hat, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Andererseits ist kaum zu leugnen, daß der Glaube erst dort glaubhaft (auch für den Glaubenden selbst) realisiert wird, wo der Mensch seine ganze Existenz einsetzt: in der harten Arbeit, in der Verantwortung für andere, in der Liebe, im selbstlosen Dienst. Hier, wo es um den Sinn des irdischen Lebens geht, muß Gott gefunden werden oder er wird überhaupt nicht gefunden. Ob er allerdings gefunden wird, wenn nicht das ausdrückliche Gebet hinzukommt, das die Erfahrungen des Lebens einsammelt und erhellt, das ist die Frage. Verfällt nicht der Mensch, der dem Gebet nicht mehr seinen eigenen Platz einräumte, der gleichen Täuschung, wie derjenige, der Gott vordringlich oder sogar ausschließlich im Gebet zu finden glaubte? Machte nicht auch er sich seinen Gott zurecht, den Gott der Arbeit, des sozialen Engagements und der Mitmenschlichkeit?

Das ist das Dilemma, in dem wir heute stehen. Das überlieferte Gebet, das sich an einen Gott richtete, der als Herr der Welt über dieser Welt wohnte, und das aus einer Welt aufstieg, die deutlich die Zeichen und Spuren göttlicher Wirksamkeit an sich trug, ist uns immer mehr verlorengegangen; es läßt sich nicht mehr vollziehen; es entspricht nicht mehr unserer Erkenntnis und unserer Erfahrung. Das Gebet aber, das dieser

Erkenntnis und Erfahrung entspräche, hat noch nicht seine Form und seinen Ort gefunden; wir beginnen es eben erst neu zu entdecken. Man klagt viel darüber, daß der Christ unserer Tage über seiner fast ausschließlich horizontalen Ausrichtung die vertikale Ausrichtung, über seiner Hinwendung zur Welt und zum Mitmenschen die ausdrückliche Hinwendung zu Gott vergesse. Aber man hört wenig darüber, daß eben diese Situation einer neuen und intensiveren Hinwendung zur Welt, wie sie, sicher nicht ohne Führung des Geistes, von der ganzen Kirche vollzogen wird, der *Kairós* für die Entdeckung eines neuen und tieferen und uns gemäßeren Gebetes ist.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß die entdivinisierte, säkularisierte, technisierte und hominisierte Welt unserer Tage kaum noch Ansatzpunkte aufweist, um gleichsam unmittelbar den Überschritt zu einem überweltlichen Gott zu machen. Das Göttliche hat in dieser Welt für die menschliche Erfahrung keinen sichtbaren Ort mehr. Selbst der Tod hat sein Numinosum verloren. Er ist ein Vorkommnis wie jedes andere geworden, das ein weiteres Fragen als unnütz oder sogar als unstatthaft erscheinen läßt; die Frage etwa eines Lebens nach dem Tod stellt sich einem welthafte Denken nicht mehr. Was dem Menschen begegnet, falls er sich nur in der heutigen Welt mit seiner ganzen Existenz angesiedelt hat, ist nichts als Welt, Welt der Güter, die sich ihm zum Gebrauch, zur Nutznießung anbietet, Welt ungeahnter evolutiver Kräfte und Möglichkeiten, die sein Ingenium, seine Entdeckerfreude und seine Neugier herausfordert, Welt aber auch des ständig wiederkehrenden Rhythmus von Entstehen und Vergehen, von Geborenwerden und Sterben, und endlich Welt der Menschen, die an seine Solidarität, seinen Gerechtigkeitssinn und seine Liebeskraft appelliert. Diese Entwicklung ist in gewissem Sinn durchaus rechtens so. Denn Gott selbst hat dem Menschen die Welt zur Entfaltung und Ordnung übergeben und will sie ihn in ihrem Eigensein erfahren lassen, so sehr, daß er, der Schöpfer und Herr der Welt, sich in die Welt hinein verschwiegen hat, indem er selbst Welt wurde, ununterscheidbar von der Welt, „den Menschen gleich und in seinem Äußeren wie ein Mensch erfunden“ (Phil 2, 7). Es wäre darum töricht, weil eine unheilvolle Täuschung, wollte man sich in einer ausgesparten Sakralwelt absondern, in der Hoffnung, Gott dort sicherer zu finden. Man würde an der Wirklichkeit vorbeileben und begegnete nicht dem Gott der Lebendigen, sondern der Toten. Aber es kommt doch noch etwas hinzu, was die Entwicklung der modernen Welt nicht in allem so legitim, d. h. in christlichen Anstößen begründet, erscheinen läßt, wie es heutzutage oft hingestellt wird. Die heutige Weltsituation ist in besonderer Dichte auch von der Sünde gekennzeichnet. Welt, wie sie heute erfahren wird, zeigt sich dem Menschen nicht

nur als geschlossene, als total säkularisierte, sondern als verschlossene, als säkularistische. Sie scheint den Blick auf Gott geradezu zu verstellen.

Hier, in der Erfahrung reiner Weltimmanenz, kann nun ganz neu und elementar der Hunger nach Gott aufbrechen und ein Verlangen nach erfahrbarer Gemeinschaft mit Ihm erwachen. Denn der Mensch droht in einer nur mehr verwalteten Welt radikaler Diesseitigkeit zu ersticken. Sie bietet seinem humanen und religiösen Grund keinen Lebensraum mehr. Als Christ ist er immer wieder versucht, sich aus dieser Welt, soweit nur möglich, zurückzuziehen und hinter die schützenden Mauern überlieferter religiöser Institutionen, in religiöse Räume zu flüchten, um so eine Geborgenheit zu finden. Aber er weiß heute klarer und eindringlicher als früher um seine Verantwortung für das Ganze der Welt. Er weiß, daß er in der Nachfolge des Herrn die Welt und ihre geschichtliche Situation auf sich zu nehmen hat, in sie eingehen, sie erobern und erleiden muß, an dem Ort, an den ihn seine Berufung gestellt hat. Er weiß, daß er Gott nur begegnet im (Heils-) Dienst an der Welt, in der Sorge für den Nächsten und in der Hingabe seines Lebens für sie. Wenn *er* nach Gott ruft, dann steht ihm jener Gott vor Augen, der in der Welt abwesend anwesend ist, der als Verborgener – durch die Welt selbst, durch die Menschen – wirkt und nur so die Welt zu ihrer Vollendung bringen will. Man sagt darum, der heutige Beter empfinde Gott als den Fernen, Unbegreiflichen, Unvorstellbaren und Geheimnisvollen. Das trifft zweifelsohne für alle zu, die in der modernen Welt in echter Weise engagiert sind. Aber man vergißt meist, daß dieses Charakteristikum unserer Zeit nichts Außergewöhnliches ist, sondern damit nur die Gebetserfahrung aller großen Beter wieder zurückgeholt wird, eine Gebetserfahrung, die dem allgemeinen christlichen Bewußtsein – im konventionellen Gebetsgut – zu sehr verlorengegangen war. Was uns heute im Gebet, angesichts der realen Erfahrungen, die wir täglich machen, bewegt, haben schon die alttestamentlichen Beter immer wieder zum Ausdruck gebracht. „Warum gibst du keine Antwort, Herr?“, heißt es in einem Psalm (88, 10 ff.). „Ich rufe dich, Jahve, an jedem Tag; meine Hände strecke ich nach dir aus. Tust an den Toten du Wunder oder stehen die Schatten wieder auf, dich zu preisen? Erzählt man im Grab von deiner Huld, von deiner Treue im Totenreich? . . . Warum, Jahve, verwirfst du mich, verbirgst du vor mir dein Antlitz?“ Das ist der Tenor vieler Gebete: „Gott, hülle dich nicht in Schweigen, sei nicht taub und bleibe nicht still!“ (Ps 83, 2). „O wüßte ich, wie ich ihn finden könnte, gelangen könnte zu seiner Wohnstatt . . . Doch geh ich gen Osten, ist er nicht da, nach Westen, so merke ich nichts von ihm“ (Job 23, 3. 8). Man wende nicht ein, das sei eine typisch alttestamentliche Gebethaltung, die vom Harren auf den Messias, von der Sehnsucht, vom Nichtwissen um

das ewige Leben, um die „frohe Zuversicht für den Eintritt ins Heiligtum durch das Blut Jesu“ (Hebr 10, 19), um den Vatergott gekennzeichnet sei. Denn kein anderer als Christus selbst hat die gleiche Erfahrung gemacht, als er, am Kreuz hängend, fragend hinausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Mk 15, 34 = Ps 22, 2). Der Psalmbeter fährt an dieser Stelle fort: „Warum bist du fern von meinem Schreien, wenn ich stöhnend dich anflehe? ‚Mein Gott‘, ich rufe es bei Tag, du gibst keine Antwort, bei Nacht, ich finde keine Ruhe.“ Man wird das „Abba, mein Vater“ (Röm 8, 15; Gal 4, 6) nur dann in rechter Weise, d. h. im mitgeteilten Geist, beten, wenn es aus der Erfahrung des unverfügbaren Geheimnisses, das Gott ist, hervorgeht.

Und eben diese Erfahrung machen wir heute. Notgedrungen! Denn alles Ausweichen in eine fromme, vorgetäuschte Sicherheit ist uns – wenigstens dem, der sich dem Alltag wirklich aussetzt – genommen. Wir sind wieder auf das Urgestein echten Betens gestoßen. In der erfahrenen Gottesferne muß der Mensch seine Ohnmacht gegenüber Gott bekennen und zu der Einsicht kommen, daß er keinen Anspruch auf Gott hat, daß alles Gnade ist. Theoretisch mag er das wissen, aber er realisiert es zu wenig. Sein Gebet enthält vielmehr immer wieder einen heimlichen Anspruch, den Anspruch auf Gottes Da-sein „für mich“. Er wendet sich damit im Grunde nicht Gott zu, sondern erwartet, daß Gott sich ihm zuwende, seinen Gedanken und Vorstellungen, seinen Wünschen und Plänen. Der heutige Beter macht nun die Erfahrung, daß sein Beten, mag es noch so intensiv sein, keinen feststellbaren Einfluß auf Gott hat: die Dinge gehen wie sie gehen; gelingt mir etwas, dann aus eigener Anstrengung und mit dem Einsatz meiner Kraft, mißlingt es, dann war es nicht zu schaffen; noch mehr gilt das für alles, was außerhalb meiner Reichweite liegt, Krieg und Frieden der Völker, soziale Ungerechtigkeit oder Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft. Darin lernt er allmählich, wer Gott ist und wer er selbst ist, lernt er, daß ihm Gott gegenüber nur eines zukommt, sich verfügen zu lassen, nicht aber selbst zu verfügen. Das ist sozusagen der Stellenwert dieser Erfahrung im christlichen Leben unserer Zeit. Der Mensch hat einen Auftrag von Gott: die Welt, die eine Welt der Menschen ist; Gottes liebende Herrschaft soll in ihr aufstrahlen. Was dieser Auftrag im einzelnen besagt, zeigt erst das Leben, die Lebensgeschichte eines Menschen, Schritt für Schritt. Immer neu muß danach gefragt werden, im Glauben an den, der hier und jetzt ruft. Die Antwort kommt aber dem Zeitgenossen einer vom Menschen gestalteten Welt nicht von oben, aus einer übernatürlichen Erleuchtung, sondern aus der Einsicht in die Sache, in die Situation. Gott wird als gegenwärtig geglaubt, aber er zeigt sich nicht. Das ist die Prüfung des Glaubenden. Er sieht sich auf sich allein

gestellt. Sein Gebet ist darum von der Hoffnung gekennzeichnet, vom Warten auf den, „der da kommen soll“, von der Geduld, vom Vertrauen, daß er sich eines Tages doch kund tue, als inmitten der Welt gegenwärtig erweise. So hart diese Prüfung sein kann, sie hat auch ihre Verheißung: „Selig, wer an meiner Türe wacht“ (Spr 8, 34).

Und wie alle göttliche Verheißung, so kennt auch diese schon eine Erfüllung in der Zeit, als „Angeld“ und Zeichen des „Schauens von Angesicht zu Angesicht“. Sie liegt nicht darin, daß wir sehen, wie unser Werk aufgeht, daß wir Zeugen sind einer Evolution der Welt auf ihre Vollendung hin, überhaupt nicht im Sichtbaren und Greifbaren. Sie liegt vielmehr in uns selbst, in der Wandlung unseres Herzens, die eine Frucht des Geistes ist: in „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit“ (Gal 5, 22). Denn gerade in dem Gebet, wie es oben geschildert wurde und wie es von uns heute verlangt wird, ist der Geist am Werk. Wer in der Hektik unserer Tage oft vor dem Geheimnis Gottes kniet und schweigend verweilt, wer vor der Tür dieses Geheimnisses wartet, in der Hoffnung auf das Erscheinen der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in Jesus Christus (Tit 3, 4), wer sich so Gott gänzlich anheim gibt und von ihm verfügen läßt, der wirkt damit nicht nur dem Ungeist der modernen Welt entgegen, der Anmaßung eines Menschen, der alles manipulieren will, sondern auch der Glaubensentmutigung, die als tödliche Gefahr über dem Christen einer säkularisierten und aufgeklärten Welt schwebt. An dieser Wandlung seines Herzens: an seiner Gelassenheit, seiner Geduld, seiner Zuversicht, seiner Kraft, seiner Geborgenheit, seinem Frieden und seiner liebenden Hinwendung zum Mitmenschen erkennt er, daß Gott da ist, mitten in seinem Werk, der Schöpfung, die die Welt Jesu Christi ist, auch wenn er sich verbirgt und den Menschen allein zu lassen scheint. So ist auch er es, der Gottes Gegenwart und Wirken in dieser Welt gegen allen Schein glaubhaft zu bezeugen vermag, vielleicht die einzige Art eines wirksamen Zeugnisses heute, des Zeugnisses durch das Leben. Beides, die Wandlung seines Herzens wie auch die erfahrene Gemeinschaft mit Gott, wird ihn wiederum zum Gebet drängen, das allein ihn befähigt, dem Auftrag Gottes „mitten in dieser Welt“ gerecht zu werden. Das wäre kein geringer Gewinn in dieser Zeit, die dem Gebet so wenig geneigt ist. Es wird ein Gebet sein müssen, das aus der Weltbegegnung hervorgeht und wieder zu ihr hinführt, das Gebet des Menschen, der sich anschickt, die Welt zu erobern.